



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fischer, Marthe Renate: Heimkehr : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Heimkehr

Von Marthe Renate Fischer

(Fortsetzung)



in wenig später saß Zahn wieder hinter seinem Seidel und fing von Goschen und Seitengoschen zu sprechen an. Der Gastwirt, ein flinker, wohlgenährter Mann, hatte sich zu ihm gesetzt und erzählte, den Tätzcherbäcker aus Goschen kenne er wohl, der sei schon öfter bei ihm eingelehrt. Es gebe eigentlich deren dreie in der Wirtschaft, einen in reifen Jahren, einen ganz alten im Altenteil, den er aber noch nicht gesehen habe, und einen, der mit der Priska verheiratet sei.

Nun wollte Zahn von der Priska wissen.

Die habe ihren Jungfernkranz zu Recht getragen, versetzte der Wirt.

Der Alte nickte. Wen sie denn geheiratet habe?

Die hat Hannfrieden seinen Großen geheirat.

Der alte Zahn wußte nicht, wer Hannfriede war. Aber er wollte weiter von der Priska wissen.

Ja, sagte der Wirt, die sei ein propres, schönes Weib, arbeitsam, flink...

Zahn unterbrach ihn mißtrauisch: Daß sie das noch so hinbringt. Is doch iße auch schon bei Zahren, die Priska.

Da kam es heraus, daß die Priska vom Tätzcherbäcker ein junges Weib von fünfundzwanzig Jahren sei.

Der alte Zahn fing an zu lachen. Nein, die Priska, nach der er frage, die habe die Siebzig schon überschritten.

Und dann saß er und rechnete. Seine Priska, die er zuletzt gesehen hatte, wie sie, die Schürze vor das Gesicht geschlagen, ihre bitterlichen Thränen um sein Scheiden weinte, seine Priska mochte doch wohl schon die Großmutter der jungen Priska sein. Gewißheit hatte er sich nicht verschaffen können, der Wirt wußte weiter nichts zu sagen.

Oben stellte sich allmählich die Hochzeitsgesellschaft zum Tanzen ein. Das ganze Haus wurde unruhig davon. Zahn hörte dem Laufen und Rutschen zu und den sachten Tönen, die von der Musik herunter drangen. Dann bat er, ihm sein Logis zu zeigen, er wolle zur Ruhe gehn.

Man wies ihn nach oben. Hier aber war er dem Tanzen und Rutschen und der Musik so nahe gerückt, daß er an Schlaf nicht denken konnte.

Er saß am Tisch, horchte hinüber.

Seine Begebnisse aus seiner Jugend und Kindheit stiegen ihm auf, an die er ein ganzes Menschenleben nicht mehr gedacht hatte. Da er räumlich näher gekommen war, stellte sich die Erinnerung ein, wie eine schwafthafte Person, die alles weiß und von allem berichten möchte. Immer lebendiger wurde die Vergangenheit, immer weiter trat die Gegenwart zurück, als würden all die Schleier, die von jener abgehoben wurden, über diese gebreitet. Der Gedanke, der zu den Seinen hinübersprang, faßte zuletzt kaum dort Fuß.

Auf dem Tisch brannte ein Licht, vor ihm neben dem Leuchter auf der weißen Decke lag seine Ledertasche. Er stand auf, hängte sie an den Fensterriegel und sah in die Nacht hinaus, nach dem langen Zug der Berghäupter, der sich wie eine sacht gewellte Linie, wie ein hingezegneter feiner, geschwungener Strich von dem

schwarzen nächtlichen Himmel abhob. Der Mond war untergegangen, nur das matte, stille Licht der Sterne leuchtete.

Vor seiner Thür war ein beständiges Hin- und Herlaufen der Hochzeitsgäste und der Bedienung, die Bier und Limonade heranschleppte; wenn die Saalthür geöffnet wurde, stutete die Musik heraus.

Jahn dachte daran, um ein abgelegneres Zimmer zu fragen, da er ruhen wollte. Aber als er kaum hinaustrat, erschaute ihn der Gastwirt, winkte ihm, in seinen Schankstand zu kommen, und führte ihm einen jungen Menschen zu, einen der Hochzeitsgäste, einen Schneider aus Seitengoschen, der eben aufbrach.

Der Schneider, der sich noch mit seiner Liebsten treffen wollte, stand mit der Uhr in der Hand, indes Jahn seine Fragen stellte. Wie es seinem Freunde Herbert Beckmann gehe, fragte er; aber die Eile machte ihn mißgestimmt, und die Antwort, daß er keine Auskunft geben könne, verwunderte ihn schon nicht mehr. Es kam auch bald heraus, daß der Schneider erst seit kurzer Zeit in Seitengoschen ansässig war und nicht einmal von seinem Konkurrenten, dem Pfeiff-Schneider, etwas gehört hatte. Denn der alte Jahn, da er so wenig Anhalt fand, vergaß sich niedergeschlagen so weit, daß er sich sogar nach seinem Feind erkundigte. Jedenfalls sei der Pfeiff-Schneider tot, folgerte er, und er war ein guter Christ, sorgte seinen Feind ein und begreub ihn in Frieden.

In seinem ziemlich neuen grauen Rock, dem saubern Vorhemdchen, der schwarzen Krawatte und dem peinlich gebürsteten Haar konnte er sehr wohl für einen Hochzeitsgast gelten, und als der Bräutigam, dem man erzählt hatte, daß er ein alter Thüringer und nach fünfzig Jahren in sein Vaterland zurückgekehrt sei, ihn aufforderte, in den Saal zu kommen, nahm er die Einladung an.

Die Musik saß auf der Galerie. Unter der Galerie zur einen Seite der Thür war der Schankstand, zur andern Seite auf einem Podium saß das junge Ehepaar; auf Bänken rechts und links den Saal entlang hatten sich die Tanzlustigen niedergelassen, und unten am Ende standen zwei Tische für die Becher.

Zu diesen hatte sich der alte Jahn gesellt. Er sah aufmerksam dem Tanze zu und freute sich, mit welcher Hingebung sich Tänzer und Tänzerinnen drehten. Sie kreiselten aufrecht mit ganz ernstern Gesichtern um die Saalweite, und der schlichte alte Mensch, der irgend einem Verwandtschaftsgrad seine Anwesenheit verdankte, drehte sein Eheweib im weiten Blaudruckleide mit den stricknadeldünnen Zöpfchen und dem ausgedörnten, lederbraunen Gesicht mit demselben Anstand, womit die Burschen ihre jungen Tänzerinnen drehten, die mit aller Anmut der neuesten Mode, mit hellen Blusen und weißen Kleidern angethan waren.

Neben Jahn saß ein Hofbesitzer, mit dem er über die Landwirtschaft sprach. Der Mann war schon ein wenig angeheitert. Er hieß Bork und war aus Näsch.

Als er seinen Namen und seinen Heimatsort nannte, fiel dem alten Jahn das Fuhrwerk ein, das am Nachmittag vor dem Gasthof gehalten hatte, und er fragte den Mann, ob er in verwandtschaftlicher Beziehung zu den Schunkes aus Wißberg stehe; die Frau sei doch in erster Ehe, wie er gehört zu haben meine, mit einem gewissen Bork aus Näsch verheiratet gewesen.

Der Mann seufzte, kraute verdrießlich den Kopf und sagte: Ja, aber die Mutter lebe jetzt schon in dritter Ehe. Aus der ersten Ehe, die kaum ein Jahr gewährt habe, habe sie keine Kinder gehabt. Er sei der einzige Sohn aus zweiter Ehe. Aus der dritten Ehe seien drei Geschwister am Leben. Die Mädchen hätten den ersten besten genommen, bloß um aus dem Hause zu kommen. Die jüngste davon, ein Nachkömmling, erst fünfundzwanzigjährig, habe kürzlich Hochzeit gehalten. Der Sohn aber weiche nicht, weil es sich für ihn doch um die Wirtschaft handle. Die Mutter denke indessen noch lange nicht daran, ins Altenteil zu gehn. Und ehe das nicht geschehn sei, kriege der Bruder keine Frau ins Haus. Zu der Schwiegermutter gebe sich keine hin, ohne daß ihr Rechte eingeräumt würden. Der Bruder sei ein lustiger, frischer Mensch gewesen, jetzt sei er aber auch schon giftig geworden.

Der sei nun zweiunddreißig Jahre alt, er selber zweiundvierzig. Er wurde geschwätzig und begann von seiner Kindheit zu erzählen, wie viel Zwist im Hause geherrscht habe.

Zahn hörte zu und hörte doch auch nichts, sein ernstes, fahles, scharf geschnittenes Gesicht war den Tanzenden zugewandt, wie sie sich eifrig drehten und sich kaum dabei bewegten und ihre heißen Blicke zu Boden gerichtet hielten.

Ein junges Paar fiel ihm auf, beide groß und schlank gewachsen, beide mit geradblidenden Augen, die sich nur beim Tanze zu senken schienen, das Mädchen jung und fröhlich wie ein Frühlingsmorgen, mit blondem Haar und roten Wangen, schwellenden Lippen und wundervollen kleinen Zähnen, die bei der Kürze der Oberlippe fast immer zu sehen waren. Der Bursch ernst, mit braunem Haar und lockerm Schnurrbart. Sie drehten sich so anmutig und so ernst und in so schöner, sachtter Harmonie, daß der alte Wandersmann seine Augen nicht abwenden konnte.

Wer sind die — die dahier — die beiden? fragte er, als das Paar wieder hinten an der Tanzkette, von der sich immer nur sechs Paar zum Tanze ablösten, angetreten war.

Welche denn?

Na — eiferte er und zeigte auf sie: Die dahier! Das is Thüringer Schlag, so in der Statur, und die Gesichtszüge auch. Überhaupt! sagte er.

Das is Webers Arno und Webers Emma, berichtete der Hofbesitzer aus Näsich.

Sollen das epper Geschwister sein — gelle?

Das sind sie. — Der Bursch ist meiner Stiefschwester zu Gefallen gelaufe, die ihe geheirat hat. Sie sprechen Nippe auf ihn. Auf Emman, da sprechen sie Scheckgs Emma, weil sie immer beim Großeltern ist.

Von wo stammen sie denn?

Von Goschen.

Na — da weiß ich doch nicht — da weiß ich doch nicht —

Der Hofbesitzer aus Näsich stand auf und schritt zum Schankstand hinüber, wo er stehn blieb, mit dem Gastwirt sprach und Glas um Glas hinunter schüttete.

In der Tanzpause schritt ein Mann mit einer Düte über den Saal und streute Wachs auf die Dielen. Bier, Limonade und Zigarren wurden präsentiert. Nachher traten die Paare zur Polka an.

Zahn reckte seinen Hals: zwischen den Tanzpaaren sah er zwei Alte stehn, der Mann dürr, behend, hohlbäuchig, schon ein wenig gebückt im Nacken, ein Weißkopf und ein Fuchsgezicht, die Frau größer und aufrechter und dennoch ein wenig vornüber geneigt; aber geneigt von den Hüften aus, von der schweren Last des Forttragens. Ihr Haar war ergraut, ihr Gesicht war faltig mit geröteten Wangen, ihr Mund sacht lächelnd eingezogen. Ein Schimmer von Scham lag auf dem Gesicht der Frau, als sie jetzt anfang, sich mit ihrem Alten zu schwingen. Und der alte Fuchs setzte seine Füße mit Bedacht und blinzelte aus halb zugekniffnen Augen, über denen die Brauen wie bereifte Büsche standen.

Das Paar hatte den Saal zur Hälfte umkreist, als die andern tanzenden Paare zur Seite traten, sodasß sich die beiden Alten ganz allein um die Saalweite drehten. Das war hier alte Sitte, wenn man einem Pärchen dahinter gekommen war, daß es insgeheim einander zu Gefallen lief.

Die Frau, als sie den Schelmensreich gewahrte, wollte sich frei machen, um zu entschlipfen; aber ihr Chemann hielt sie mit den großen verarbeiteten Händen fest und drehte sie weiter im Kreise, und seine Augen sahen so verschmigt und durchtrieben aus, als ob er gar nicht leben könne, ohne daß er einen losen Streich im Anschlag habe.

Jrgend einer schrie über den Saal: Das ist das neuste Brautpaar, was wir haben! Und nun brach Gelächter los. Der alte Schelm machte noch einen Entrecht und ließ sein Cheweib fahren, das taumelnd und verschämt das Gesicht in den Händen verbarg.

Jahn fragte seinen Nachbar und wies auf das Fuchsgesicht: Wer is denn der?
Die Antwort lautete: Das is der alte Scheckg.

So, sagte Jahn, so —

Der alte Scheckg trieb dann seine Leute zusammen. Mir müssen häm. Mir erreichen nicht merre den Zug. Macht!

Er schüttelte rund herum die Hand. Mit schnunzelndem Gesicht schoß er umher, als ob ihm immerwährend der Himmel voll Geigen hinge. Der hatte etwas im Leben genossen, was Jahn vorübergegangen war. Jahn empfand es aber mehr, als daß er es dachte.

Dann legte der alte Schelm auch ihm die Hand auf die Schulter: Na — wen hum mir denn hier? — Na — das is schöne! Na — hatjesch auch! und er rief: Arno! Emma! Nu mal keine Winkelzüge weiter! Der Zug wart nicht, bis mir hinkomm! So trieb er die beiden jungen, schönen Menschen, die freundlich und lachend gehorchten, vor sich her.

Seine Frau aber stand noch hinten im Saal, hatte ein zusammengelegtes, weißes Taschentuch in ihren Händen, das sie abwechselnd von der Linken in die Rechte und von der Rechten in die Linke legte.

So stand sie ein wenig vorgebückt vor Adam Jahn und fragte den, ein Lächeln der Scham und der Bescheidenheit um den Mund: Ich ha gehört, Ihr seid bei uns derhäme, aber Ihr seid lange fort gewesen — hausen . . . Sie schwieg, es war beinah, als könne sie nicht weiter sprechen vor Verlegenheit, daß sie so aufdringlich sei.

Jahn antwortete: Ja; aber nu will ich mal sieh, wie es hier geht.

Willkommen auch! sagte sie.

Schönen Dank. — Na — sagte er, und ein wenig von der Schalkheit des Alten war auf ihn übergegangen: wie ist denn Euch das Tanzen bekommen? Ging noch ganz schöne! Da habt Ihr wohl so lange torbiert, bis der Alte ran gemußt hat?

Ach, das ha ich nicht! sagte sie und legte verlegen die Hände an ihre Wangen, aber der hats hintern Ohren, der hat ein Temperment, das hat der liebe Gott gesegnet. Ist ein guter Mann. Ja. Der hat mir nie zuviel gethan, do kann ich nicht klage. — Und das alles mit dem Lächeln um die eingefallnen Lippen und mit einem erwartenden und fragenden Zug in dem steben alten Gesicht, das nun fast ein wenig neugierig aussah. Sie trug ein hübsches wollnes braunes Kleid mit seidnem Knüpfstuch.

Da schoß der alte Scheckg heran und schrie: Das muß ich sage! Der Zug thut nicht warten! Muß ich mir meine Frau Gemohlin schon mit der Gewalt hole! — packte sie mit einem gefährlichen Diener beim Arm und zog mit ihr ab, während sie verlegen nach ihm schlug und sich zu wehren suchte.

Auch das Enkeltöchterchen stob heran: Großemutter! Großemutter! wie solln mir denn häm komme? und breitete einen großen, rötlichen Kattunmantel um den Nacken der alten Frau.

So verschwanden sie — der alte Scheckg voran, kurzschrittig, mit den Gebärden eines, der eine Last vom Blase zieht, und die Frau wehrend und sich ein wenig sträubend, mit einer verschämten Würde, die ihr gar wohl stand. Hinterher die schöne Enkeltochter in ihrem weißen Piqueekleid mit Spitzensattel. In der Thür stand Rippe und lachte, der ernste Mensch.

Und unter der Thür drehte der alte Scheckg sich zurück und schrie über den Saal: Na — denn auf Wiedersehen auch! Wiedersehen, das macht Freude!

Und zurück rief es von allen Ecken: Gudden Abend, Wiedersehen!

Der Nachbar erläuterte dem alten Jahn: Sie heißen ihn Wiedersehen, weil er immer die Redensart in Gange hat: Wiedersehen macht Freude!

Der Hofbesitzer aus Räsch saß wieder da, nun völlig betrunken und zum Streiten aufgelegt. Als er Jahn ins Auge faßte, fing er außs neue an auf seine Mutter zu schelten.

Die is schuld an uns allen, sagte er. Das is ein Gesteckchen, das Weib, das! Er weinte und lallte.

Dann kam der Wirt und sagte: Dein Wagen is da!

Er fuhr auf: Hab ich den epper bestellt?

Doch! sagte der Wirt; du hast Auftrag gegeben.

Er ließ sich zureden und ging mit hinaus, ein großer, dicker Mann mit gedunsenem Gesicht und schwimmenden Augen.

Als sie ihn glücklich im Wagen hatten, wurde er wütend, schlug um sich und wollte wieder in den Saal hinauf, denn sie hätten ihn hinausgeworfen. Aber der Knecht ließ die Beinen locker und fuhr mit dem tobenden Manne davon.

Oben im Saal aber drehte sich das junge Ehepaar mit seinen Gästen, kreiselten die schönen jungen Mädchen mit gesenkten Augenlidern, schwenkte der Mann sein Weib mit den stricknadeldünnen Böpfchen. Und die Schneider bliesen Horn und Trompete, daß es schmetterte. Das Tenorhorn blies der Gastwirt vom Weidmannsheil in Wisßberg. Er war Gastwirt und Schneider und Dirigent der Kapelle, und keiner konnte dem Tenorhorn lieblichere Töne entlocken als er. Wenn die Schuster aufspielten, die in Goschen anässig waren, wurde immer ein Trompetensolo eingelegt, denn hier war die Hauptkraft der Kapelle der Trompetenbläser. Wer spielt denn? pflegte gefragt zu werden. Spielen die Schuster oder die Schneider?

Als Zahn am andern Morgen frühstückt hatte, fragte er den Wirt, wo der Böttcher wohne; er wollte nachträglich ein kleines Hochzeitsgeschenk machen.

Der Wirt gab Bescheid, und Zahn machte sich auf den Weg. Der Gedanke an den Böttcher war ihm ganz plötzlich gekommen, ganz plötzlich war ihm eingefallen, daß er als blutjunger Bursch mit Beckmanns Herbert hier im Ort zur Kirmeß gewesen war und beim Böttcher gegessen und getrunken hatte. Der Böttcher, der damals noch zweite Hand gewesen war bei seinem Schwiegervater, mochte jetzt vierundachtzig Jahre alt sein. Die Handwerker verzogen hier nicht, da sie zugleich Ackerwirte waren und ihr eignes Besitztum hatten.

Der Morgen war kühl aber schön. Vor ihm her auf der Dorfstraße ging ein kleiner Junge mit dem Schultornister auf dem Rücken. Auf die Klappe des Tornisters war der Kopf des Kaisers eingewirkt, von einem grünen Lorbeerkranz umgeben. Ein wenig weiterhin schaukelte im schwachen Sonnenschein am Straßenrand ein junger Mann sein Kindchen im übergeschlagenen Varchentmantel. Es mochte der Sonntagsmantel seiner Frau sein, er war weißgründig mit zarten lila Blütensträußen, reich mit Frisuren und Nüschen verziert. Das Kindchen war ein kleines, lachendes Mädchel, das seltsam mit seinen Ärmchen ruderte. Die Mutter hatte dem Kind ein weißes Säckchen mit roten Armbändern, dem Kennzeichen der kleinen Mädchen, angezogen. Der Vater aber trug zu seinem lichten, feinen Mantel die Reservistenmütze auf dem Kopfe.

Zahn trat in den Böttcherhof.

Der Meister, ein Mann in den besten Jahren, war eben dabei, einem Weinfaß den Boden einzufügen.

Guten Tag, und er wolle eine Stunze kaufen.

Der Meister zeigte vor, Zahn wählte, erlegte den Preis und fing seine Erfindungen an.

Der alte Böttcher war längst tot, auch der damals junge Böttcher war schon gestorben. Der jetzige Meister war der Schwiegersohn des letztgenannten.

Nun erzählte Zahn, daß er vor etwa fünfundfünfzig Jahren mit seinem Freunde Herbert Beckmann Gast im Hause gewesen wäre.

Nachdem er eine Weile am Reifen gerückt hatte, fragte der Mann, ob das der Tischler Beckmann aus Settengoschen sei.

Das treffe zu.

Ja, mit dem sei irgend etwas vorgefallen, er wisse nicht mehr was. Da er

aber nichts weiter von ihm gehört habe, so müsse er doch wohl tot oder verzogen sein. Und er setzte sein Eisen auf und begann den Reifen hinabzutreiben.

Die Frau, eine straffe, hübsche Person, die ein kleines Kind im Arme trug, das mit einem roten, weißdurchwirkten, handbreiten Band in ein bunt gewürfeltes Kissen wie in eine spitze Tüte eingebunden war, kam von der Hauschwelle heran, und mit einem freundlichen Blick, der den Alten willkommen hieß, fragte sie ihren Mann: Wie vor denn das mit den Dinkrige, den sie neulichst eingekerkert hatten...?

Der Böttcher schüttelte den Kopf. Mit Herbert Beckmann, das sei etwas ganz andres gewesen. Aber er wisse nicht mehr... und er pochte weiter an seinem Weinsäß und blickte, zum Zeichen, daß er es eilig habe, zur Straße hinüber, als erwarte er den Boten, der das Faß abholen werde.

* * *

Jahn war nun wieder unterwegs. Der Tag war herrlich lau und lind geworden. Dünne Nebel zogen noch über die Wiesen und hingen zwischen den Bergen; aber sie senkten sich mehr und mehr, lagerten sich und wurden vom Erdboden aufgenommen.

Der alte Mann schritt hastig dahin, reckte die große, hagere Gestalt und sah sich um nach rechts und nach links.

Aber er ging doch dahin wie einer, der über ein Gräberfeld geht, und konnte zu keiner rechten Festfreude kommen. Noch keine vertraute Stimme hatte ihm die Tageszeit geboten. Noch keinen von denen hatte er angetroffen, mit denen er jung gewesen war. Noch von keinem von ihnen war ihm Kunde geworden. Wer wußte, ob noch ein einziger von ihnen allen lebte. Seine Gedanken wurden wehmütig und glichen in ihrem schwerfälligen Zug einem Schwarm einsörmig dahinziehender ungelenkter Vögel, die sich langsam fortbewegten.

Und doch wurde ihm die Gegend vertrauter, je weiter er kam. Er erkannte die Bergzüge wieder und wußte, wann hüben oder drüben am Stromufer eine neue Ortschaft aufstachen würde. Und er grüßte Berg und Thal und Ortschaft mit seinen Augen, die sich röteten in wehmütiger Wiedersehensfreude.

Dabei hatte er überhört, daß ein hurtiger Schritt herangekommen war. Eine junge, klingende Stimme bot ihm den Tagesgruß. Ein großes blondes Mädchen mit breiten, flatternden Röcken, den Korb auf dem Rücken, hatte ihn überholt.

Der alte Jahn handhabte mit der Rechten emsig den Stock und wischte mit der Linken über seine Augen, während er den Gruß erwiderte.

Wart e bischen! rief er ihr nach. Wo gehst denn du hin? Leichte haben wir denselben Weg.

Ich geh auf Goshen, klang es zurück, und das Mädchen hob die Hand und wies auf ein Geschiebe, woran der Weg, der zu einem großen Bogen ausholte, vorüber führte. Sie legte wieder die Arme unter der Brust übereinander, wie die Frauen dieser Gegend zu thun pflegen, wenn sie den Korb oder die Butte tragen.

Jahn betrachtete sie, wie sie wartend mitten im Wege stand. Zu ihrem dunkelblauen Wajschkleid hatte sie eine weiße Schürze mit breiter, gehäkelter Abschlußzacke vorgebunden.

Er war herangekommen und fragte jetzt: Bist du von da gebürtig, von Goshen?

Ja, antwortete sie.

Es wurde ihm schwer, mit dem Mädchen gleichen Schritt zu halten, und er gab der Tasche die Schuld, die seine fünfundsiebzig Jahre traf. So rückte er am Niemen und wiederholte: Wart e bischen. Ich will sie mal anders hängen. Ich bin schon seit gestern früh um Fünfen auf der Reise.

Ich gar!

Ja, sagte er und wurde redeemsig vor stiller Freude; ich komme drußßen vom platten Lande her, da bin ich zu Hause. Er blieb stehn und strich mit der flachen

Hand breit durch die Luft. Da kannst du blicken, so weit du magst, da ist die ganze Gegend platt wie e Tisch, da sieht ma keine Berge, wo ich zu Hause bin! Halt mal den Stock, sagte er. So wirds gehn!

Er hatte glücklich die Tasche über die andre Achsel gehängt, nahm seinen Stock wieder dem Mädchen ab, das unter der Last des Korbes ein wenig vornüber gebückt vor ihm stand und ihn mit ihren lachenden Blauaugen von unten herauf anschaute.

Wo ist denn das, wo Ihr derhäme seid?

Das liegt weit weg — liegt noch hinter Berlin. Er schmunzelte. Mein Dorf heißt Neulieben. Hast du das in der Schule gelernt, wo das liegt?

Ne.

Aber wo Seitengoschen liegt, das hast du gelernt.

Sie brach in lustiges Gelächter aus, in das er einstimmte.

Da will ich hin . . . sagte er. Zugleich stuzte er, und dann fuhrs ihm heraus:

Na — was ist das? Dich sollt ich doch kennen? Bist denn du nicht Schedgs Emma — gelle?

Ja, die bin ich.

Ich hab dich doch nachten auf der Hochzig gesehen mit deinen Großeltern . . .

Na, wart mal — wo kommst denn du daher?

Ach, ich hab Beeren ausgetragen. Meine Schwester, die is gestern in Beeren gewesen.

Da bist du aber zeitig aus den Federn, das muß ich sagen!

Ja, sagte sie und seufzte ein wenig, der Vater, der läßt uns lei Gras unter den Füßen wachse. Da darf man nicht einfältig thun, wenn ma zu Tanze war. Er könntz sonst verweigre, wenn ma wieder drum ansprechen thut.

Spring nicht so scharf, ereiferte sich Zahn, ich kann dir nicht folge. — Ich will auf Seitengoschen bei meinem Freund, sagte er, bei Beckmanns Herbert. Kennst du den epper?

Den kenn ich nicht, gab das Mädchen zur Antwort.

Es kam ihm auf die Lippe, daß er auch nach dem Pfeiff-Schneider fragen wollte. Aber er dachte zugleich: Der ist tot, und es fielen ihm allerlei von den kleinen Schandthaten ein, die der Pfeiff-Schneider an ihm begangen hatte.

Das Mädchen sagte noch einmal: Den kenn ich nicht. Und ich weiß doch gut Bescheid in Seitengoschen. Habt Ihrs ihm denn geschrieben, daß Ihr kommen wollt?

Ich hab keinen Briefwechsel eingeführt.

Kann sein, er ist nicht merre da . . .

Zahn räusperte sich und antwortete mit Bedacht, indem er vor sich nieder auf den Weg sah: Dann haben wir eben andre Leute, bei denen wir einkehren.

Das Mädchen hatte den Kopf auf der Seite und betrachtete ihn, sah ihn teilnahmvoll an, daß er hier nach Thüringen zurückkehre, um seine Freunde zu besuchen, ein so alter Mann, wie er schon war. Sie hatte auch einen Blick der Anerkennung dafür, daß seine Kleidung die eines wohlgestellten Menschen war. Und zuletzt that er ihr leid, weil ihm keiner entgegenkam. So mäßigte sie denn ihre Schritte aufs neue, um ihm noch ein Stücklein Gesellschaft zu leisten.

Neander is auch von Seitengoschen, sagte sie.

Neander?

Ja, der Vater. Wir heißen Weber.

Er wiederholte den Namen, als besinne er sich. Es war in seinem Ort ein Musiker und Tischler gewesen, der so geheissen hatte.

Aber das Mädchen stellte die Sache richtig: Vaters Vater ist vom Walde her gekommen.

Und jetzt seid ihr in Goschen zu Hause?

Ja.

So . . . sagte der alte Zahn.

Er trug seinen Kopf ein wenig gesenkt. Dachte an die Priska, der das Scheiden von ihm so schwer geworden war, daß sie in bitterliche Thränen zer-

flossen war. Dachte immerfort an die Priska, die auch in Goschen wohnte. Aber er wagte keine Frage zu stellen, weil er sich vor dem Bescheide fürchtete. Der Mann mit der Fichtenladung auf der Achsel hatte gesagt: Die sterben weg. Dann hatte er sich, als er vom Böttcher weggegangen war, auch vorgenommen, zuerst nach seinem Heimatsort zu wandern und späterhin, wie es sich passen würde, in Ebelmünde und Goschen vorzusprechen. Und hiervon wollte er nicht abweichen.

Mit ihnen dieselbe Straße zog ein Fuhrwerk, das Fichtenzweige geladen hatte. Das Pferd, hohlrückig, mit müdem Kopf und langen steifen Beinen, die es bedachtam voreinandersetzte, blieb bei der Berganfahrt aller paar Schritte stehen. Dann setzte der Fuhrmann, ein hagerer Mensch, seinen Fuß in die Radspeichen, damit der Wagen nicht zurückrolle. Ging es nachher bergab, so drehte er die Bremse an. Ein kurzer knurrender Ton antwortete sogleich und wiederholte sich, solange die Bremse in Thätigkeit war, als ob ein bissiger Hund neben dem Wagen herlaufe. Was das Gespann bei der Berganfahrt zurückblieb, das brachte es nachher bei der Bergabfahrt wieder ein, sodaß es immer neben den beiden Wandrern blieb.

Der alte Jahn sagte zu seiner Begleiterin: Wart ein bißchen! reichte ihr den Stock zum Halten und holte sein Pfeifchen hervor. Das stopfte er und fing an zu dampfen. Wir wollen den Mann erst mal ein Stückchen vorne weg lassen, sagte er, der braucht nicht zu wissen, was wir zweie uns anvertrauen. Er stocherte und schüttelte am Pfeifchen. Mit dem Daumen drückte er den Tabak nach und knipste zu. Dann hob er die Augen und sah sie an, wie sie mit ihren sprunghaften Gelenken vor ihm stand, den Stock vor sich auf den Erdboden gestellt, die Hände übereinander auf den Handgriff gelegt, und ihm mit ihren blauen Augen voll lachender Neugier zusah, wie er mit seinem Pfeifchen hantirte, das er jetzt glücklich im Mundwinkel untergebracht hatte. Es wurde ihm ganz sonderbar zu Mut, als ob sie ihm etwas zu sagen hätte. Aber er wußte nicht, was das sein könne.

Und dann fragte er unvermutet: Nach wem haben sie dich denn Emma geheißen, epper nach deiner Pate?

Ich heiß so nach Vaters Mutter, antwortete sie.

Sie waren am Geschiebe vorüber, der Weg senkte sich jetzt, am Fuße sah man eine Ortschaft liegen. Als sie kaum hindurch waren, fing der Weg wieder an zu steigen. Wie in einem flachen Hohlweg lief er dahin zwischen leicht aufstrebenden, mit Dorn und Brombeergebüsch bewachsenen Böschungen; Feld schloß sich zu beiden Seiten an. Jenseits des Thales reckten sich rundkuglige Bergköpfe, nebeneinander und hintereinander; hin und wieder that sich der Blick nach unten auf, und man sah dann die Bahnlinie zwischen den Wiesen. Jetzt schallte auch ein Pfiff herauf, und mit gemessener Eile kam ein Lokalgug dahergedampft.

Das ist früher alles anders gewesen, sagte er in Gedanken.

Sie hatte keine Zeit mehr für den behaglichen Schlendergang neben dem alten Wanderer. Gras mußte noch eingeholt werden. Am Nachmittag sollte sie mit der Schwester wieder in die Preiselbeeren, davon die Mutter einbraten wollte. Morgen sollten die letzten Erdäpfel ausgepflügt werden. Die Arbeit riß das ganze Jahr über nicht ab. Der Vater war ein scharfer Wirt, und die Mutter verlangte auch, was irgend zu erschaffen war. Aber sie war immer mehr das Kind der Großeltern gewesen, der Eltern ihrer Mutter, die mit im Haus im Altenteil lebten, das Töchterchen vom alten schallhaften Großvater und von der guten Großmutter Priska. Sie hießen sie Tätscherbäckers, und das mochte sie nicht leiden. Und wie der aufgelegte Name vom Vater der Großmutter herrühre, der, als sein kleines Mädchen, eben die Großmutter, geboren worden, die Wöchnerin mit selbst gebacknem Tätscher verpflegt hatte, das wollte sie eben erzählen, als Wagengevoll daherschallte, ein schmuckes Fuhrwerk hinter ihnen auftauchte und im flotten Tempo vorüberfuhr.

Das sind Schunkes aus Wißberg, sagte Emma, noch ehe der Wagen neben ihnen war.

Die beiden Alten saßen wieder hinten. Der Sohn fuhr. Die Frau musterte das Paar am Wege, das zur Seite getreten war; denn der Weg war nicht allzu

breit, und die Pferde waren junge mutige Tiere, die scharf im Zügel gehalten werden mußten.

Das Mädchen rückte am Korb, an den schönen Tragebändern von Glanzleder, denen eine feine Rosenguirlande aufgemalt war nebst Namenszug der Trägerin und Datum und Jahreszahl des Geschenktages.

Die wills nich wahr haben, daß die unsern Großvater zu Gefallen gelaufen ist. Die hat enne Rache auf uns. Unser Arno hats mußst büße. Der hat ihre Linna wollt heirate, aber sie hats nicht zugegeben. Der ist heute noch nicht drüber weg. Sie sprechen Rippe auf ihn, auf meinen Bruder, aber ich weiß nicht wegen was.

Wenn er die gekriegt hätte, da würde er nicht so finzen,*) wie er ize thut, antwortete der alte Zahn mit Bezug auf den Großvater. Das Weibsbild, das würd ihn schon kuriert haben von seiner guten Laune. Ich hab ihr gestern ä litzchen zugeshaut, wie sie ihren Mann torbiert hat, das Deibelskluder, das die is.

Ja, da muß ma sich hüten, sagte das Mädchen wichtig. Großvater spricht, das hätt er gleich weißgekriegt, was die für einen Charakter hat. Nachher ist er nach der Großmutter gelaufen, die hatte er in sei Herze eingeschlossen. Aber die hat ihn nicht wollt nehmen, die hat gesagt, sie woll nich heiraten. Zwei Jahre ist er ihr wegen gelaufen. Dann hat er sie mal in Holze getroffen. Erst hat er ihr helft auflesen und packen und verschnüren, und dann hat er gesprochen: Hast denn du dir das nune überlegt, ob du mich willst? — Ach, ich mag dich schon gerne, hat sie gesagt. Du bist nicht schlecht — nein! — Na, willst denn du mich nune heiraten? hat er weiter gesprochen. — Aber unsre Großmutter hat gesagt: Zum Heiraten, da thuts das nicht, daß man einen bloß mag. Da muß man einen schon sehre lieb haben. Die Weibsen, die sind ja dazu da, daß sie den Mannsen was nachsehen. — So hat sie gesprochen. Und der Großvater hat zu ihr gesagt: Wenn du mich nicht willst, dann geh ich unter. Dann werde ich ein schlechter Mensch. Ich kann mir das vürstelle, hat er gesagt, daß ich einen könnte überfallen und den windelweich hauen aus blußen Spaß an der Sache. Und wenn man erst soweit is, da kommt man leichte weiter. Da thut man leichte mehr vom Guten einbüßen. Und da fängt man an zu sinken und zu fallen. Und da ist ein Schritt, da is man ganz verloren. Wenn du mich aber nimmst, hat er gesagt, du sollst nie keine Klage zu führen haben. Ich will dich auf meinen Händen durch das Leben tragen. Der König soll nicht besser zu seiner Fraue sein, wie ich zu dir bin. — Aber sie hat nicht gemocht, so viel er auch in sie hinein geredt hat. Da hat er sich hingesezt und hat angefangen zu weinen. Mit den Händen vor seinem Gesicht hat er dageessen und hat so aus tiefen Herzen geweint, daß die Großmutter das nicht hat konnt mit ansehen. — Ach, hat sie gesagt, du überfällst ja mich gar! Das kann ich nicht hören. — Und da hat sie auch geweint. Er hat aber ihren Korb aufgehuckelt und hat ihn rab getragen. Und wie er ihr den Korb hat wieder gegeben, da hat er gesagt: Ich muß noch einmal mit dir reden, wie ein Bettelmann: Willst du mir denn nicht ein Stückchen Brot gebe, daß ich nicht Hungers sterbe? Damit hat er gemeint, ob sie ihm nicht wolle ein litzchen Hoffnung losse. — Die Großmutter hat nachen gesagt: Na, denn in Gottes Namen sags dem Vater, der wird nicht nein spreche. — Da hat sich der Großvater auf die Wiese niedergeworfen und hat gebrüllt wie ein Stier, so voll ist sein Herz gewesen.

Das Mädchen hatte ein hellgrundiges Taschentuch herausgezogen, das es mit beiden Händen vor seine Augen hielt. Dann rückte sie wieder an den Tragebändern.

Nu hab ichs aber notwendig, sagte sie. Ich bin mit dem Zug nauf gefahren, daß ich rajcher sollte retour kommen. Sie stand doch noch einen Augenblick, als wolle sie etwas fragen, nickte aber schließlich und sagte: Hatjeh — na ich wünsch auch gute Reise. Darauf nickte sie wieder und versiel sogleich in einen kräftigen Schritt, dem der alte Zahn wohl nicht hätte folgen können.

Der nahm die Pfeife aus dem Munde und rief hinterdrein: Spring zu!

*) lachen.

Ich muß schon! schalte es zurück.

Während er ihr noch nachschaute, fiel ihm plötzlich die Bestellung seines Enkels ein; er brachte hastig die Pfeife in der Brusttasche unter, legte die Hände als Schallfänger seitlich an den Mund und rief: Emma!

Na?

Ich soll dir auch einen Gruß ausrichten.

Ja gar! Wer läßt denn mich grüßen? Sie blieb stehen, ohne sich umzuwenden, den Kopf aufmerksam ein wenig zur Seite gewandt.

Mein Enkelsohn läßt dich grüßen — er heißt Fritz!

Er hörte sie fröhlich lachen, während sie hurtig fürbaß schritt.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Geschichte des Sozialismus. Im 12. und 13. Heft haben wir den ersten Band der Sammlung von Briefen und Aufsätzen der drei Häupter der deutschen Sozialdemokratie, die Franz Mehring bei F. H. W. Dieß Nachf. in Stuttgart herausgibt, ausführlich gewürdigt, weil er zeigt, wie einer der einflußreichsten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts das geworden ist, was er war. Dem zweiten, soeben erschienenen Bande, der Schriften von Marx und Engels aus der Zeit vom Juli 1844 bis November 1847 enthält, ist eine gleiche Bedeutung nicht beizumessen; die Klagbalgereien zwischen den Sozialisten und den Hegelianern und die der damaligen Sozialisten untereinander haben keine weltgeschichtliche Bedeutung und für uns Heutige kein Interesse. Doch findet man in dem dickleibigen Buche hier und da eine geschichtliche Thatsache, einen geistreichen oder richtigen Gedanken, die der Aufbahrung wert sind, und die in einem kleinen Heftchen zusammenzustellen ein Verdienst gewesen wäre. Dahin gehört einiges aus der Verpottung der „Heiligen Familie“ (Bruno und Edgar Bauer), die Marx und Engels unter diesem Titel veröffentlicht haben. Die beiden Sozialisten sind den genannten Hegelianern gegenüber im Recht, soweit sie die Begriffsabgötterei bekämpfen: die Vorstellung, daß die Menschen nur dazu da seien, mit ihren Bestrebungen und Schicksalen abstrakte Wahrheiten zu beweisen, die Methode, Begriffe wie Geschichte, Selbstbewußtsein, Idee zu hypostasieren und sie wie wirkliche Wesen thätig sein zu lassen. Auch geißeln die Verfasser nach Gebühr die Unmaßung, daß sich jeder dieser Herren einbildete, in höchst eigner Person der absolute Geist zu sein. Dagegen waren sie im Unrecht, wenn sie den echt Hegelschen Gedanken von der Priorität des Geistes ablehnten und spotteten, bei Hegel erzeuge der Sohn, der Geist, die Mutter: die Natur. (Genau ausgedrückt, ist es bei Hegel die Idee, die als Natur von sich selbst abfällt und als Geist zu sich zurückkehrt.) Daß der Materialismus seit beinahe fünfzig Jahren wissenschaftlich überwunden und der Geist als das allein wahrhaft Seiende von der heutigen Philosophie anerkannt ist, durfte natürlich der Herausgeber im einleitenden Kommentar den Genossen nicht verraten. In dem Streit über das Verhältnis des Geistes zur Masse hatten beide Parteien Unrecht. Die Bauers verachteten die Masse und haßten sie als einen Hemmschuh des Geistes, während doch die führenden Geister ohne Volksmassen so wenig etwas vermögen wie der Einzelgeist ohne den Leib. Marx und Engels dagegen sehen in der Masse, und zwar gerade in der untersten Schicht der Masse die Trägerin des Geistes und halten sie für befähigt zur Durchführung einer erfolgreichen Revolution, wofern sie nur ihr wahres Interesse erkenne; denn wenn nicht hinter der revolutionären Idee ein mächtiges Interesse stehe, sei sie allerdings ohnmächtig. Hier vermittelt das